Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 1

Artikel: Die Vase : Novelle
Autor: Zaugg, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066559

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

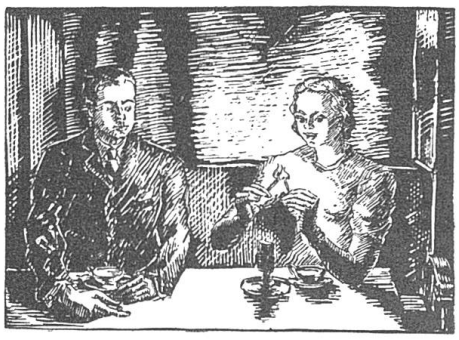


Illustration von Walter Guggenbühl

DIE VASE

Novelle

VON RICHARD ZAUGG

Die vielen Freunde von Richard Zaugg werden es schätzen, dem Verfasser der Romane « Jean Lioba, Priv.-Doz. » und « Der Sündenfall » erneut zu begegnen.

Erinnern Sie sich? Wir saßen am selben Platze wie jetzt, hier im Kaffee, ein Jahr ist es her. Unsere Augen fielen gleichzeitig auf ein junges Liebespaar am Nachbartisch. Es lohnte sich; junge Liebesleute sind in dieser Gaststätte selten. Obschon das, was wir sahen, recht unbedeutend schien, empfanden wir doch: wir waren Zeugen eines kleinen Trauerspiels.

Die jungen Leute saßen schweigend da. Das Mädchen — es hatte kaum mehr als zwanzig Jahre — entzündete an der Reibfläche der Schachtel, die den Aschenbechern aufgesteckt ist, ein Streichholz; es faßte das kleine brennende Scheit zwischen zwei schmalen Fingern und staunte in das züngelnde Feuer. Dann entzündete es mit der andern Hand ein zweites Streichholz und hielt nun in jeder eines. Darauf rückte es die brennenden Hölzchen einander näher, bis die beiden Feuerlein in einer Flamme aufleuchteten. Das Mädchen war in sein Spiel so vertieft, daß es sich, ohne die Einmischung des jungen Mannes, der das Feuer plötzlich unwillig ausblies, die Finger verbrannt hätte. Das Mädchen zuckte zusammen und blickte auf seinen Freund, zuerst erschreckt, dann traurig. Das war alles.

« Also nicht », dachten wir damals beide.

Uns tat das junge Mädchen leid. Es war beim Zusammenschlagen der beiden Flämmchen so hold erglüht! Es hatte die kleine Flamme so sehnsüchtig umfaßt, wie die Verwirklichung eines Traumes, an den es nicht mehr ganz zu glauben wagte. Der junge Mann hatte es, ohne zu wissen, was er tat, durch sein rauhes Dazwischenfahren zur Gewißheit erweckt, daß der Traum wirklich ein Traum und nun endgültig ausgeträumt sei.

Ich vermute, Sie haben diese schattenhafte Begebenheit längst vergessen.

Vielleicht könnte ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen, wenn ich Ihnen den Ausspruch wiederholte, den Sie bei jener Gelegenheit getan haben. Es war eine Voraussage. Besinnen Sie sich nun?

*

Wie Sie wissen, wohnte ich damals noch in E. Zweimal täglich führte mich die Bahn nach Z., hin und zurück. Das sind viermal fünfzehn Minuten, die ich zur Hauptsache in der immer gleichen Gesellschaft von Menschen verbrachte, die, wie ich, morgens und nachmittags zur Arbeit, mittags und abends nach Hause fuhren. Die einen, Arbeitskameraden, Nachbarn, saßen regelmäßig beisammen, andere, wenn es sich gerade gab; manche blieben Einzelfahrer. Die einen sah man gern; man grüßte sich. Es gab solche, mit denen man früher oder später ins Gespräch kam. Etliche mieden sich, wenn es anging, als Gegenüber und taten, falls sie sich andernorts begegneten, als ob sie sich noch nie gesehen hätten. Aber alle kannten sich.

Das junge Mädchen gehörte mit zu den regelmäßigen Fahrgästen. Ich habe sie gestern seit langem zum erstenmal wieder gesehen, wieder auf der Bahn. Früher sahen wir uns, wie gesagt, täglich, jahrelang. Dennoch habe ich erst zweimal mit ihr gesprochen. Das zweite Mal gestern. Unser erstes Gespräch liegt vielleicht drei Jahre zurück; aber als sie in meinen Gesichtskreis trat, war sie noch ein halbes Kind. Sie besuchte damals die Töchterschule.

Die auswärtigen Mittelschüler, die in die Hauptstadt fahren, heben sich unter den regelmäßigen Bahngästen deutlich ab. Sie sind lauter als die Burschen und Mädchen ihres Alters, die bereits unter dem Drucke der Berufsarbeit stehen. Man erträgt es als Äußerung unerfüllter Lebenserwartung gern. Die allzu hoch gespannte Zuversicht gibt ihnen wohl etwas Unwirkliches, aber gleichzeitig den Reiz jugendlicher Lebensbejahung. Diese jungen Mädchen und Burschen, vor allem natürlich die Mädchen, wirkten auf mich jeden Morgen neu, wie ein Strauß frischer Blumen in einem dumpfen Arbeitsraum. Ich gebe zu, daß ich mein Eisenbahnabteil hin und wieder absichtlich wählte, um in ihre Gesellschaft zu kommen. Da überprüften sie gegenseitig ihre Schularbeiten, Rechnungsergebnisse oder auch Übersetzungen, wobei es zwischen den Lateinschülerinnen zu lauten grammatikalischen Meinungsverschiedenheiten kam. Ich wäre ihnen gern gelegentlich mit den mir verbliebenen Kenntnissen zu Hilfe gekommen. Aber ich hütete mich wohl, es zu tun. Man wußte nie, ob es ihnen mit ihren Schwierigkeiten ernst war, oder ob sie damit nur die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollten — jedoch sicher nicht die meine.

In diesem Mädchenrudel fiel mir bald einmal ein Töchterchen auf, das weniger räumlich als geistig immer ein wenig abseits stand. Nicht, daß sie mir besonders wohl gefallen hätte. Ihre Gestalt war noch recht unentwickelt, fast erschreckend schmächtig. Sie hatte kurze, blonde Haare, die hübsch sein mochten, aber etwas ungepflegt das schmale, blasse, zu ernste und leicht hochmütige Gesicht umrahmten. Sie war eher von kleinem Wuchse. Der Kleidung fehlte jene Frische, die an jungen Mädchen gefällt. Im übrigen waren die Röckchen und Blüschen etwas eigen, gefälliger in den Farben und Mustern als manche anderer, aber von keiner Meisterin gefertigt. Man sah auch gelegentlich einen von ungeschickter Hand gestopften Strumpf.

Ich mochte nicht entscheiden, ob sie bei ihren Kameradinnen geradezu unbeliebt war; aber auf jeden Fall wirkte sie, auch wenn sie sich mit ihnen unterhielt, immer, wie wenn sie eigentlich allein wäre.

Wenn auch das junge Mädchen nicht eben verwahrlost aussah, verglich ich sie doch in Gedanken oft mit einem Kätzchen, um das sich niemand kümmert und das selbst sehen muß, bald da, bald dort, oft besser, häufiger aber schlecht genug, zu seiner Sache zu kommen. Ich bin überzeugt, daß es nie an einem andern Hunger litt, als an dem nach fürsorglicher Liebe, nie an einer andern Kälte als jener, die die Folge mangelnder Teilnahme ist. Aber

mich ergreifen nun einmal Kinder, die ich als einsam empfinde.

War mir die kleine Bernath anfänglich nur als absonderlich aufgefallen, so änderte sich das mit der Zeit. Ich begann sie, wenn ich sie einige Tage lang nicht mehr im Abteil gesehen hatte, zu vermissen und in müßigen Augenblicken über sie nachzudenken.

Es gibt Menschen, die ihre Mußestunden mit Steinen verbringen. Das sind die Vorsichtigsten. Andere vergnügen sich mit Blumen oder Zwergobstbäumen. Beschränken sie sich auf ihren Anblick, gut! Aber wenn sie sich auf deren Pflege einlassen, so werden ihnen Enttäuschungen nicht erspart bleiben. Ich kenne Tierfreunde, die der Schmerz über den Verlust eines Hundes bewog, auf die Anschaffung eines zweiten zu verzichten. Am gewagtesten ist es, sich ohne Not mit Menschen zu beschäftigen. Aber was läßt sich gegen angeborene Neigungen tun? Ich habe nun einmal den Hang, mich mit Menschen abzugeben, die mich nichts angehen. Glücklicherweise bleibt die Auseinandersetzung fast immer einseitig. Da war diese Elisabeth. Wie kam ich dazu, über die Ursache zu grübeln, die dieses Kind einsam werden ließ? Dennoch machte ich mir darüber Gedanken.

Ich nahm als junger Gymnasiast an einer Beerdigung teil; mein Onkel wurde begraben. Er hatte auf dem Lande gelebt. Die Trauergemeinde war, teils ländlich, teils städtisch, eine sehr gemischte Gesellschaft. Vom Dorfpfarrer, der die Abdankungspredigt hielt, hörte ich bei jener Gelegenheit zum ersten Male die Anrede: « In Christo geliebte Brüder und Schwestern. » Diese Anrede störte mich zuerst. Dann störte sie mich auf. Was konnte das schon heißen? Ich stand bereits damals unter dem Zwange, Redensarten nicht einfach als solche nehmen zu können. Es schien mir immer, es müsse etwas hinter ihnen stecken. Bevor ich nicht herausgebracht hatte, oder doch glaubte, herausgebracht zu haben, was dieses Etwas sei, fand ich keine Ruhe.

Daß der Pfarrer die Trauergemeinde nicht schlechthin mit Brüdern anredete, leuchtete mir ein. Dazu war sie nach Herkommen, Stellung und Geistesrichtung der einzelnen allzu uneinheitlich. Der Pfarrer mußte also wohl nach einem Ausdruck suchen, der alle unter einen Hut brachte. Das war dann eben das, was er mit « Brüder in Christo » meinte. Ich begriff auch, daß er das Wort « Liebe Brüder » nicht allein gebrauchen konnte. Es war ja unmöglich, daß er alle, die da vor ihm standen, lieb hatte. Er kannte sie größtenteils überhaupt nicht. Und gerade unter jenen, die er kannte, mußte es solche geben, die er nicht leiden mochte. Aber als « Brüder und Schwestern in Christo » durfte man das Liebhaben vielleicht gelten lassen.

Ich bin inzwischen älter geworden. Es gibt Dinge, die ich damals zu verstehen glaubte und — wer weiß — vielleicht wirklich verstand, die mir aber je länger um so unverständlicher geworden sind. Es gibt andere Dinge, die ich als Zwölfjähriger nicht begriff und heute ebenso wenig. Daneben allerdings habe ich einige wenige Gewißheiten erlangt, die für mich feststehen. Zu diesen gehört die Einsicht, daß zwischen Menschen nur ein einigendes Band besteht, jenes, daß wir alle Gottes Geschöpfe sind. Und ferner, daß es keine Liebe gibt als die, deren Grundlage das Gefühl für diese Tatsache ist.

*

Es brauchte mir niemand zu sagen, daß die kleine Bernath ohne Geschwister aufgewachsen ist. Das stand ihr auf der Stirne geschrieben. Aber als ich sie einmal in der Gesellschaft ihrer Mutter sah, wußte ich mehr. Diese Mutter, eine sehr große, eindrückliche Erscheinung, verharrte während der Viertelstunde, da sie ihrer Tochter gegenübersaß, mit versiegelten Lippen, obgleich Elisabeth, wie das halbwüchsige Mädchen, wenn sie, von Altersgenossen beobachtet, mit den Eltern beisammen sind, tun, eifrig auf sie einredete. Die Frau bewegte sich eher wie ein Geist als wie ein Mensch unter Menschen. Sie lebte offenbar nicht in der Gegenwart, sie setzte sich mit einer Vergangenheit

auseinander, die nur unglücklich sein konnte.

Ich habe mit der Zeit aus Brocken von Eisenbahnunterhaltungen herausbekommen, daß die kleine Bernath das Kind geschiedener Eltern ist. Der Vater, Rechtsanwalt von Beruf, muß bald nach ihrer Geburt gestorben sein. Sie lebte mit der Mutter zusammen von sichtlich beschränkten Mitteln. Das wußte ich damals noch nicht. Aber ich wußte vorläufig genug.

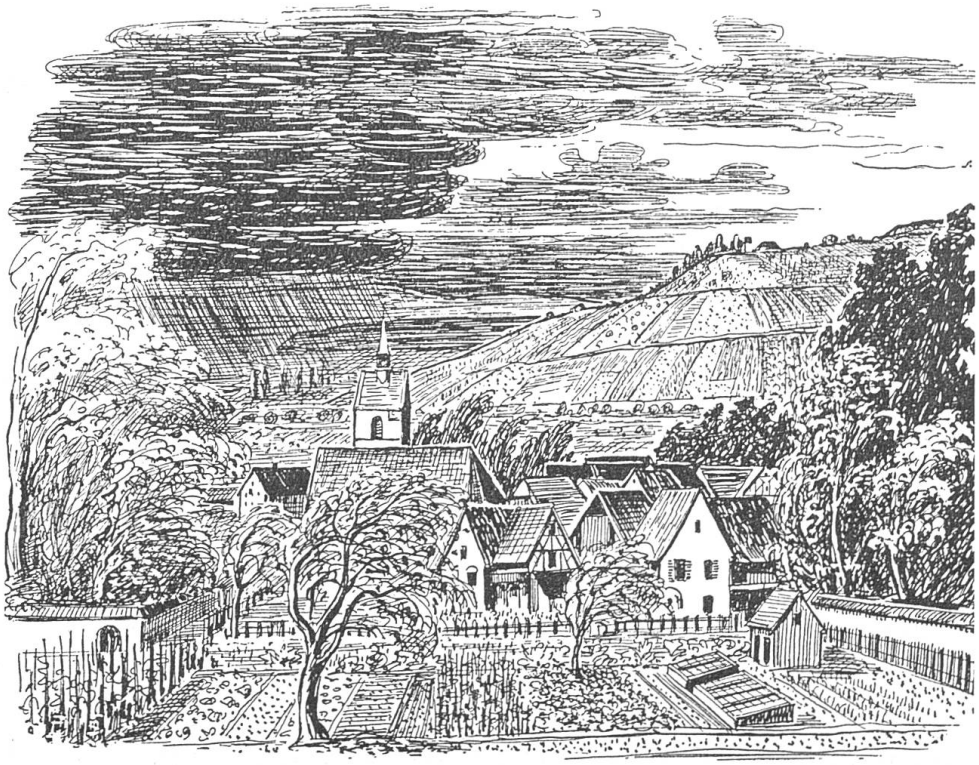
Alle einzigen Kinder tragen ein Zeichen. Sie sind mehr als andere auf den Anschluß mit Altersgenossen angewiesen. Weil er ihnen aber schwerer fällt, da ihnen die Auseinandersetzungen mit Brüdern und Schwestern fehlen, bewegen sie sich in einem unruhigen Pendelschlag stürmischer Annäherung und, wenn sie erfolglos ist, künstlichem Gleichgültigtun. Beides wird ihnen verübelt! Das ungestüme Liebeswerben, besonders, wenn es — wie es häufig sein muß — mit der Neigung verbunden ist, sich übermäßig bemerkbar zu

---

Auch Kinder müssen ernst genommen werden

Der Kanton Basel-Stadt hat etwas Mutiges und Vorbildliches gemacht. Er hat ein Lesebuch für die 3. Klasse der Primarschule durch einen richtigen Künstler illustrieren lassen, durch den Maler Willy Wenk.

Sind solche Illustrationen nicht tausendmal sinnvoller als die läppischen « kindertümlichen » Zeichnungen, welche die meisten unserer Schulbücher schmücken? Weil Kinder ernst genommen werden müssen, ist eine besondere Kinderkunst im Verkehr mit ihnen genau so wenig angebracht wie eine besondere Kindersprache.



Ein Hagelwetter über Riehen
Illustrationsprobe aus dem Basler Lesebuch der Primarschule. (Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt)

machen, um den Mittelpunkt der Gesellschaft zu bilden, wird als aufdringlich abgelehnt, während die vermeintliche Aufdringlichkeit der Ausdruck wahrer Dringlichkeit ist. Das Gleichgültigtun wiederum wird als Stolz aufgefaßt, obschon es nur die mühsam festgehaltene Verhüllung eines verwundeten Herzens darstellt.

Die Burschen und Mädchen saßen im Eisenbahnabteil meistens getrennt. Aber es spannten sich zwischen den beiden geschiedenen Welten über die Bänke hinweg durch vorlaute Bemerkungen, herausfordernde Blicke, Mienen und Haltungen, Fäden zu einem luftigen Netz, das alle einschloß. Alle, außer der kleinen Bernath. Sie blieb auch bei diesem Spiele, das die Beteiligten freudig spannte und entspannte, Außenseiterin. Nicht, daß sie nur Zuschauerin gewesen wäre; dafür nahm sie an dem Spiele zu sichtbar brennenden Anteil. Ihr Platz war etwa der einer Künstlerin in der Artistenloge: sie selbst, die Zuschauer und die Darsteller wissen, daß sie eigentlich mit zu dem Dinge gehört, aber für den Augenblick zwischen Bühne und Zuschauerraum versetzt ist.

Ich spürte, daß die kleine Bernath nicht gesonnen war, sich mit diesem Platz abzufinden. War ihre Kleidung bisher nur etwas unordentlicher als die der andern gewesen, so fing sie nun an, durch kleine Eigenwilligkeiten aufzufallen. Ich erinnere mich heute noch an einen Jumper, mit dem sie damals auftauchte. Er war aus locker gedrehter, unwahrscheinlich leuchtender roter Wolle gestrickt und hüllte mit seinen abstehenden roten Härchen das Kind in schimmernde durchscheinende Flämmchen. Weiße Streifen um die Schultern hoben das Flackernde noch hervor. Im folgenden Winter rückte sie gar mit einem Pelzmäntelchen auf. Es war bestimmt nicht für sie geschnitten worden und hatte selbst in seiner frühern Form eine lange Vergangenheit hinter sich. Das getigerte Fellchen war nur noch dürftig behaart. Aber es fiel auf und ließ die Trägerin älter erscheinen.

Ich vermute, daß diese äußere Wandlung mithalf, sie bei ihren Mitschülern in den Ruf eines etwas gewagten Mädchens zu bringen. Bestimmt traf das für die Burschen zu. Sie fühlten richtig, daß die kleine Bernath keineswegs unempfindlich für ihre Gegenwart war, ja, daß diese für sie mehr bedeutete als für die meisten andern. Ich beobachtete oft, wie die Augen der Burschen auf ihr ruhten. Aber nicht so, wie auf ihren Kameradinnen auch, sondern scheu, verstohlen, wie auf etwas Unerlaubtem, Sündhaftem.

Die Sünde steckte wirklich in der kleinen Bernath. Nun, sie steckt in allen Menschenkindern. Aber sie trat bei ihr aufreizender an den Tag. Es hätte, um das festzustellen, der jungen Burschen nicht bedurft. Auch Männer mittlern Alters sehen junge Mädchen von sechzehn, siebzehn Jahren, die ihre Töchter sein könnten, gern; aber wenn sie bei Trost sind, gelöst von Regungen, deren Erfüllung für beide Teile in Enttäuschung enden müßte. Das geschieht kaum als Ergebnis einer Überlegung, es ist eher die Wirkung eines Selbstschutzes, der sich unwillkürlich einschaltet, wenn auch die Mädchen von der Hülle der Kindlichkeit gedeckt sind, die ihnen, soweit ihr Seelenleben einigermaßen im Gleichgewicht ist, entspricht. Ich stellte mit Mißvergnügen fest, daß meinem Günstling dieser Schutz zu fehlen schien. Die kleine Bernath wurde von den männlichen Mitreisenden meines Alters augenscheinlich nicht als Kind betrachtet. Der eine oder andere begann ihre Gegenwart und dann auch ihr Gespräch zu suchen. Anders, als ich es für sie gewünscht hätte.

Lächeln Sie nur! Es war meinerseits keine Eifersucht dabei. Damals nicht. Ich war noch bei Trost.

Es kam bei schönem Wetter öfters vor, daß ich abends, statt den Zug zu benutzen, mit der Straßenbahn bis zur Stadtgrenze fuhr, um dann den See entlang zu Fuß heimzugehen. An jenem Abend, dem Ausklang des ersten schönen Vorfrühlingstages, zwischen 10 und 11 Uhr, war es recht kühl. Dennoch hatte ich mich in der Nähe des Hafens auf eine Bank gesetzt und versuchte, in meinen Wintermantel gehüllt, die ärgerlichen Eindrücke eines

Photo: L. von Matt
Viehprämiierung in Nidwalden

Vortrags, dem ich beigewohnt hatte, loszuwerden.

Da näherte sich mir langsam ein Paar junger Menschen. Sie hielten sich schlenkernd an der Hand. Zuerst wollte ich aufstehen. Vielleicht strebten sie auf meine Bank zu. Auf alle Fälle mochte ich sie nicht stören. Aber bevor ich mich erheben konnte, erkannte ich in dem Mädchen die kleine Bernath. Ich blieb sitzen. Der Jüngling, ein hochaufgeschossener Bengel von vielleicht zwanzig Jahren, war mir fremd. Er gefiel mir nicht so ganz. Er trug sich zu weltmännisch. Die beiden blieben stehen. Ich sah aus dem Dunkel her im Licht einer Signallampe jede ihrer Bewegungen. Sie nestelte mit spielerischen Händen an den Knöpfen seines Mantels und blickte mit vorgestelltem Kinn zu ihm auf. Also los! dachte ich. Aber der junge Mann zögerte. Denn *er* sah in die Augen, die sich zu ihm erhoben, nicht ich. Er mußte wissen, was sie wollte. Jetzt neigte er sich zu ihr nieder und küßte sie. Nur einmal, nur flüchtig, dann richtete er sich wieder auf. Die kleine Bernath verharrte noch eine Zeitspanne auf den Fußspitzen, regungslos, in der Haltung, in der sie den Kuß empfangen hatte, dann sank sie zurück und begann fassungslos in langgezogenen, wimmernden Tönen zu weinen.

Ja, auch weltmännische junge Männer haben es nicht immer leicht. Man tut, was man kann — offenbar hatte sie ihn ganz vergessen. Er war für sie vom Erdboden verschwunden. Sie weinte nur für sich, ein winziges Geschöpf, das allein in der Welt ist. Ich hatte genug gesehen und trollte mich davon. So stand es also um meinen Schützling. Es war ein gutes Teil schlimmer als ich es mir vorgestellt hatte.

Auch Sie werden mir nicht unterschieben, daß ich mich an dem Kuß aufgehalten hätte. Mädchen dieses Alters haben ihre kleinen Liebesgeschichten, ob mit oder ohne Kuß ist wenig wesentlich. Aber dieser Kuß hatte mir mit einem Schlage vieles offenbart. Es war sichtlich der erste Kuß, den die kleine Bernath von einem Mann erhielt. Nun, das hätte mich kaum bewegt. Sie hätte meinetwegen damit schon früher, oder auch erst später anfangen können. Mich erschütterte, daß dieser Kuß ohne Zweifel überhaupt die erste und einzige Zärtlichkeit war, die diesem Kinde zuteil ward. Nun, ich bin kein Seher, aber auch ein Blinder hätte das aus der grenzenlosen, hoffnungslosen Enttäuschung gelesen, die der kleinen Bernath dieser Kuß bereitet hatte. Jetzt kannte ich ihre Sünde; sie hieß Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist ein verbotener Garten. Ihre Versuchungen sind für Heilige gefährlich. Sie mögen sie überwinden. Aber Heilige sind rar, und mein Günstling gehörte gewiß nicht zu ihnen. Es war zunächst ihr Geschick, nicht ihre Schuld, einer Familie anzugehören, der der Vater fehlte und in der die Mutter keine war. Sie mußte nach Befriedigung ihres ungesättigten Liebesverlangens suchen. Aber sie suchte — und da beginnt ihre Schuld — am falschen Orte. Ich sehe es Ihnen an, das Wort paßt Ihnen nicht. Ja, wir sind ungemein großzügig. Wir finden es unfein, von Schuld zu sprechen, immer, wenn die Folgen einer Verfehlung uns nicht treffen. Sie hätte, wenn sich ihr die Mutter versagte, andere Menschen in ihr Herz schließen müssen. Wer weiß, vielleicht hat sie es versucht. Es stimmt, es war für sie, weil sie ohne Geschwister aufwuchs, besonders schwer. Die Familie ist die beste Liebesschule. Sie lehrt verzichten. Jeden Tag, jede Stunde. Erfüllung und Enttäuschung folgen sich so rasch, wie das kindliche Lachen und Weinen. Das Kind erfährt, daß die Liebe nur den Raum zwischen einem eben geschlichteten und einem sich gleich wieder anbahnenden Streit einnehmen kann. Es erkennt diese Tatsache so ungern, wie der Erwachsene die andere, daß der Friede nur die Kampfpause zwischen zwei Kriegen ist. Aber es bleibt ihm doch nur übrig, sich damit abzufinden. Es erlebt die Ohnmacht der Liebe, der eigenen wie die der andern, zeitig genug, um das Übermaß der Liebeserwartung auf das Maß der möglichen Liebeserfüllung abzudämpfen.

Der kleinen Bernath war diese Schule

Photo: M. Buchmann
Zürich, über der Limmat, Blick gegen den See
BRB. Nr. 7730

versperrt geblieben. Und als sie in die andere Schule kam, war sie wohl schon viel zu weit auf dem falschen Wege gegangen, um diese Lehre nachzuholen. Sie lebte längst in jener Welt, in der es, auch für die Liebe, keine Grenzen gibt — in der Vorstellung.

Die Träumer versteigen sich öfter und gefährlicher als Menschen, die der Erde verhaftet sind. Sie schlagen den Kopf nie an; wie könnten sie sich an die kurzen Schritte der Vorsicht gewöhnen? Kein Abgrund ist für ihre Flügel zu tief, keine Kluft zu weit; darum lernen sie weder die kleinen Gräben zu überspringen, noch die großen zu umgehen. Wo sollte der Träumer, für den es kein Wartenmüssen gibt, das Wartenkönnen herhaben? Einsamen Kindern reift die Macht der Wünsche jede Blüte nur allzu früh, aber zu Früchten, die sich nicht greifen lassen und die ihren Hunger, statt zu stillen, erregen.

Ich vermute, die kleine Bernath war unter ihren Altersgenossinnen die ärmste an wirklichen Liebeserlebnissen. Ihr Gehaben erweckte den Schein des Gegenteils. Warum, das war mir nun klar. Ganz auf sich selbst gestellt, hatte sie sich an Luftgeschöpfe verschwendet, die, willige Knechte ihres verwegensten Begehrens, das Bescheidenste unbefriedigt ließen. Kein Wunder, daß die Jünglinge, gelockt und abgestoßen, eine Gefahr in ihr witterten, obschon doch sie die einzig Gefährdete war.

Und die Männer? Der kühle Tau der Kindlichkeit konnte die kleine Bernath wirklich nicht mehr schützen. Er war nicht mehr da. Das spürten sie richtig. Was sie aber nicht ahnen konnten, war, daß er im heißen Atem einer kindlichen Phantasie verdunstet war. Die wissenden Augen der kleinen Bernath wußten bloß um ihre eigene Not. Es verzehrte sie das Verlangen, den Gittern der freiwillig-unfreiwilligen Haft ihrer Einsamkeit zu entkommen.

Das Erlebnis mit dem jungen Manne war ein Fluchtversuch gewesen, einer von vielen. Sie waren alle mißglückt und hatten sie wieder in das unfruchtbare Bett ihrer Träume zurückgeworfen. Wahrscheinlich keiner schmerzlicher als der letzte.

Ich nahm damals eigentlich an, ihr bald doch wieder in Gesellschaft mit dem gleichen Jüngling zu begegnen; aber offenbar war die Trennung endgültig gewesen. Ob es an ihm oder an ihr lag, weiß ich nicht. Vielleicht war ihm bei der heftigen und unerwarteten Wirkung seiner Zärtlichkeit bang geworden. Oder er schätzte es einfach nicht, sich eines bloßen Kusses wegen derlei Geschichten auszusetzen. Auf jeden Fall war die kleine Bernath nach diesem Zwischenspiel wieder allein. Aber ich spürte, daß das Kind neue Ausbrüche erwog. Wie hätte das anders sein können?

*

Die jungen Leute der Vorstadtorte pflegen die Bahnwagen, die sie morgens in die Stadt führen, nicht einzeln zu besteigen. Sie bestürmen sie rudelweise; sie hängen wie Trauben an den Stufen und fallen an jeder Station wie ein Sturzbach in die Wagen. Bei dem Gedränge, das dabei entsteht, kommt es zu kleinen Zusammenstößen. Die erwachsenen Fahrgäste müssen, wenn sie bei guter Laune bleiben wollen, unempfindlich sein. Ich meinerseits hatte mich längst daran gewöhnt. Ich regte mich also nicht auf, als ich bei einer solchen Gelegenheit wieder einmal einen kräftigen Stoß bekam. Ich betrachtete mir nur den jungen Burschen, der mir mit seiner Schulmappe heftig in die Seite gestoßen war. Dabei sah ich gerade noch, wie er meinem Gegenüber, der kleinen Bernath, einen Zettel in die Hand drückte.

Man sah die beiden in der Folge ausschließlich zusammen. Natürlich kannte ich den jungen Mann vom Sehen her. Er war zwei bis drei Jahre älter als die kleine Bernath, länger als seine Kameraden, dunkel an Augen und Haaren, von fahler Gesichtsfarbe und einem etwas unfrohen Ausdruck. Ich fragte mich, was gerade die zwei zueinander gezogen habe. Ich fand keine Antwort, die mich befriedigt hätte.

Aber das quälte mich nicht sonderlich, man ist sich in meinem Alter an derlei offene Fragen gewöhnt.

Auffallend war, daß die neue Bekanntschaft meinen Schützling nicht in eine engere Beziehung zu den übrigen jungen Leuten brachte, nicht einmal zu den Kameraden des Freundes. Im Gegenteil, während der Bursche früher kaum als Einzelner, sondern nur als Bestandteil eines Rudels junger Leute in Erscheinung getreten war, stand nun auch dieser mehr und mehr abseits. Nein, das ist durchaus nicht selbstverständlich. Jüngere Liebesleute dieser Art ziehen in der Regel den Schutz einer lockern Schul- oder Berufsgemeinschaft vor. Das ist der Boden, auf dem sie am besten gedeihen. Die mehr als zeitweilige Absonderung ist erst einer spätern Lebensstufe eigen, in der der Besitzwille in der Liebe eine größere Rolle spielt.

Junge Liebespaare sind immer rührend, am rührendsten vielleicht durch ihren Ernst. An dem fehlte es diesen beiden von allem Anfang an nicht. Aber diesem Ernst fehlte etwas: der strahlende Hintergrund der Zuversicht. An der Vorstadtstation trafen sie bereits zusammen ein. In Z. warteten sie aufeinander, bevor sie den Zug bestiegen, im Abteil saßen sie auch im größten Gedränge wie allein, gleich zwei Verschwörern.

Sie hatten sich anfänglich viel zu sagen. Wenig Erfreuliches, wie es schien, über Dinge, die andere offenbar nicht hören sollten. Sie beluden sich wohl gegenseitig mit Lasten, die sie froh waren, abzuschütteln, und gedachten, sie gemeinsam zu tragen und dabei leichter zu fahren. Sie waren sichtlich froh über den Dienst, den der eine dem andern dadurch erwies, daß er zuhörte. Es schmiedete die beiden zusammen. Aber mir kam bald vor, daß durch diese Lastenverteilung keinem wirklich leichter wurde.

Mit der Zeit wurde es geradezu mühsam, die zwei zu beobachten. Man verlangt von jungen Liebesleuten das Beispiel, daß Liebe glücklich macht. Oder dann müssen sie zum mindesten unglücklich sein; auch das ist erträglich. Sie dürfen schmollen und streiten, nur gequält, dumpf, niedergedrückt, wie Elisabeth und Robert es waren, mag man sie nicht sehen.

Ich hatte übrigens inzwischen verschiedenes über die äußern Umstände des jungen Mannes erfahren. Als ich ihn einmal beim Namen rufen hörte, erinnerte ich mich sofort an einen Mann, den ich von einer Gerichtsverhandlung her noch schwach im Gedächtnis hatte. Er war wegen Unterschlagung zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Es war kein geborener Gesetzesübertreter, sondern das Opfer einer Leidenschaft, die mehr Geld kostete, als er verdiente. Ich stellte fest, daß es sich in der Tat um den Vater dieses Jungen handelte, der seit seiner Entlassung, von der Familie getrennt, mit jener Frau lebte, die ihn straucheln ließ. Seine Familie lebte aus Mitteln, welche die Verwandten des Mannes ungern zur Verfügung stellten.

Ich besann mich nun auch wieder an die Mutter des Jungen. Sie hatte bei den Gerichtsverhandlungen eine unglückliche Rolle gespielt. Sie war eine jener Frauen, die allen Schwierigkeiten, die sich nicht durch guten Willen, Unterordnung und pflichtgetreue eigene Arbeit beheben lassen, völlig hilflos gegenüberstehen.

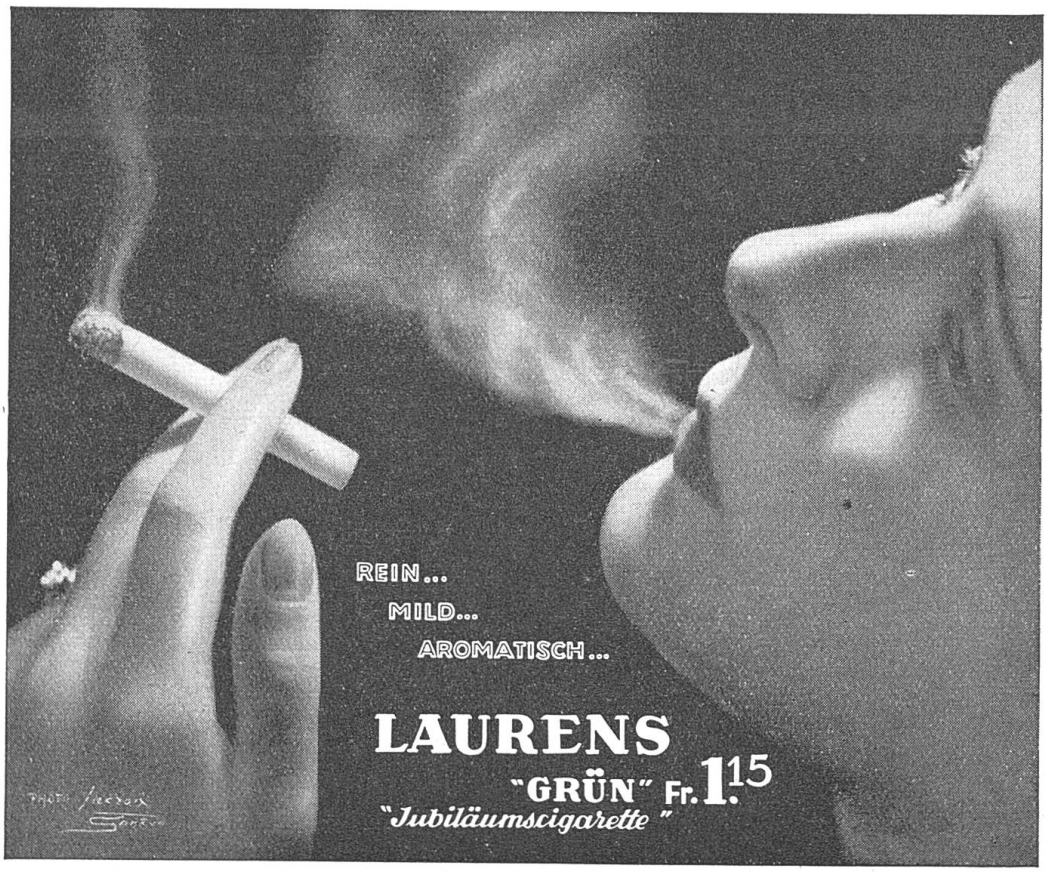
Die kleine Bernath schlug nun bald, wenn sie nachmittags mit Robert zusammen von der Schule zurückkehrte, nicht mehr den gewohnten Weg ein. Sie ging mit ihm nach Hause. Ich vermute, daß das ihrer Mutter nicht groß auffiel, ja, daß sie es überhaupt nicht bemerkte. Dafür war offenbar eine andere Frau in Elisabeths Leben getreten. Als ich einmal abends den Zug verfehlt hatte, der mich nochmals in die Stadt hätte bringen sollen, setzte ich mich, statt daheim auf den nächsten zu warten, in eine einsame Gartenwirtschaft, um mir in aller Ruhe einen Fall durch den Kopf gehen zu lassen, mit dem ich mich schon lang auseinandersetzen wollte. Aber da es eine unangenehme Geschichte war, schweiften meine Gedanken ab und zerrannen in das, was man bei Leuten, die jünger sind als ich, Träumen

nennt. Ich gab mich dem Nichtstun hin und dem wohligen Halbdunkel, das mich umgab.

Ich weiß nicht, wie lange die zwei Frauen schon außerhalb des Gartenmäuerchens verweilten, das mich von ihnen trennte. Jedenfalls standen die beiden, als ich auf sie aufmerksam wurde, da, wie wenn sie seit Ewigkeiten dort gestanden hätten und nie auseinandergehen würden, zeitlos, versteinert. Eine vielleicht fünfzigjährige, verschüchterte, hart mitgenommene Frau, die Mutter des Freundes, und sie, das siebzehnjährige Kind. Sie hatten beide die Augen niedergeschlagen. Die ältere redete mit tonloser Stimme — ich verstand die Worte nicht — lange, lange, so wie ein Mensch redet, der es nicht gewohnt ist, daß man ihn reden läßt oder gar anhört. Aber das Kind schien zuzuhören. Dann schwiegen beide, wieder redete die ältere. Wovon? Ich stelle mir vor, sie suchte dem Kind ihr Schicksal zu erklären, das sie doch selbst am allerwenigsten verstand. Was mag in der kleinen Bernath derweilen vorgegangen sein? Sicher war sie stolz über das Vertrauen, das ihr geschenkt wurde, und gar von der Mutter ihres Freundes. Aber dieser Stolz gab ihr keine Kraft. Sie stand mit gesenktem Kopfe da, die schmale Gestalt gebeugt. Wie hätte sie helfen sollen, sie, die sich selbst nicht zu helfen wußte und die alles eher brauchte als eine weglose Seele!

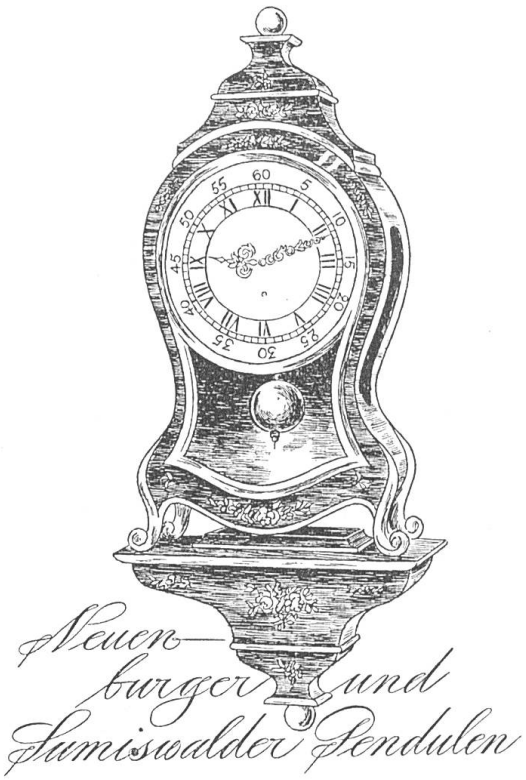
Während es mir anfänglich schien, daß Elisabeth stärker an dem Burschen hing als er an ihr, ja, daß diese jenen fast gegen seinen Willen ganz für sich in Beschlag nahm, glaubte ich mit der Zeit festzustellen, daß die Abhängigkeit auf seiner Seite größer wurde. Das kleine Persönchen bestimmte und belegte die Plätze, auf denen sie saßen, sie lenkte die Gespräche, und auf der Straße war sie dem langen Manne mit den großen Schritten immer eine Kleinigkeit voraus.

Man weiß ja, daß die Liebe verschönt. Elisabeth blickte nun doch freier



in die Welt und trug ihre Fähnchen besser. Sie war ordentlicher geworden. Aber nicht für lange. Das Fell des glücklichen Mäuschens verlor seinen Glanz bald. Die kleine Bernath wirkte zwar immer noch ruhiger als früher, aber eher trübselig. Wenn man sie mit ihrem Freunde zusammen sah, hätte man die zwei, viel eher als für ein Liebespaar, für Kinder-Eheleute halten können, die eine Verantwortung tragen, die sie nur halb verstehen und der sie gar nicht gewachsen sind. Der gute Wille allein genügt nie.

Die Fahrt aus der Stadt nach Hause ist am Weihnachtsabend immer etwas Besonderes. Die erwartungsvollen Gesichter der Jungen strahlen noch heller; aber selbst in den Augen der bestandenen und ältern Leute liegt ein verhaltenes Leuchten. Sie sind fast alle mit kleinen und großen Paketen beladen. Sie tragen an diesem Tag alle ihre Lasten froher, auch jene Bürde, die sie in der Stadt zurücklassen und die andere, die sie täglich daheim erwartet. Mitten unter ihnen saß die kleine Bernath mit Robert. Sie saßen sich gegenüber, zwischen ihnen, auf ihren Knien hielten sie zu zweit ein winziges Tännchen. Es war mit Liebe ausgesucht, das verriet dessen guter Wuchs. Sie hüteten es besorgt, wie ein Kind, doch nicht wie eines, das einem selbstverständlich zugehört; nein, wie ein fremdes Kind, wie einen Raub, der ihnen köstlich war, aber von dem sie doch nicht ganz sicher wußten, ob es ihnen gelingen würde, ihn richtig zu gebrauchen. Elisabeth hielt mit der gleichen Hand, die einen Ast des Bäumchens umfaßte, eine Schachtel. Gewiß enthielt diese den Schmuck, der jenes zieren sollte. Aber Elisabeth strahlte keine fröhliche Erwartung aus, sie sah abwechslungsweise finster, entschlossen und hoffnungslos müde in die Welt. Der Bursche war ihr Schattenbild. Man sah ihm das üble Gewissen über seinen Kleinmut an und die Ohnmacht, das Wesen, an dem er mit ganzem Herzen hing, glücklich zu machen, doch gleichzeitig den Unmut über das Mädchen, durch das ihm sein Unvermögen erst offenbar geworden war.



Die Uhr aus der „guten alten Zeit", die immer modern bleibt, weil sie von unvergänglicher Schönheit ist. Von uns stets mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt. Reiche Auswahl. Montagen in Zürich, Bern und Umgebung durch unsern Fachmann.

Grundpreise:

Neuenburger Pendule, Stil Louis XVI:
Kleines Modell, 62 cm hoch Fr. 316.—
Mittleres Modell, 70 cm hoch Fr. 385.—
Großes Modell, 87 cm hoch Fr. 535.—

Neuenburger Pendule, Modell Mignonne
41 cm hoch Fr. 231.—

Neuenburger Pendule, Stil Louis XIV:
62 cm hoch Fr. 320.—

Sumiswalder Pendule (mit ovalem Ausschnitt)
74 cm hoch Fr. 530.—

Ausschließlich Schweizerfabrikat. Katalog bereitwilligst.

TÜRLER

Zürich, Paradeplatz • Bern, Marktgasse 27

Ich nehme an, daß das Weihnachtsfest der beiden in Roberts Wohnung gefeiert wurde. Ich konnte mir den Verlauf für die zwei großen, unkindlichen Kinder nur zu gut vorstellen. Es mußte in einer demütigenden Enttäuschung enden. Ich vermute, daß zum mindesten das Mädchen in dieser Nacht erkannte, daß ihre Freundschaft scheitern werde. Warum das so sein müsse, konnte ihr nicht so klar sein wie mir. Ich weiß es: zwei Einsame, die sich zusammen tun, bleiben einsam.

Natürlich kam es nicht von einem Tage zum andern zur Trennung, und ebenso natürlich endgültig erst, als sie, die stärkere, einen Ersatz für Robert gefunden hatte. Daß sie diesen unter den Kameraden ihres Freundes fand, liegt nah.

*

Selbst in der Ehe, auch in der glücklichsten, reicht mit der Zeit die Zweisamkeit nicht mehr aus. Der Mann und die Frau suchen die Fäden, die sie vorher mit der Umwelt verbanden, wieder aufzunehmen. Die Freundschaften und Kameradschaften treten langsam wieder in ihre Rechte. Je besser das gelingt, um so besser für die Ehe.

Auch bei Elisabeth und Robert setzte diese Entwicklung kurz nach Weihnachten ein. Nur waren die Gründe dafür nicht genau die gleichen, und beim Mädchen wieder andere als beim jungen Mann. Ich schloß aus dem Verhalten der kleinen Bernath, daß für sie die Trennung als unvermeidbar bereits völlig feststand und daß sie, wenn auch ohne es zu wissen, eine neue Bindung suchte. Robert hoffte unter den Kameraden seinen Kummer zu vergessen, er spürte wohl, daß ihm die Freundin entglitt. Vielleicht meinte er, sie durch seine Kameraden anregen und neu an sich fesseln zu können; aber er wollte auch mit ihr groß tun. Es schmeichelte ihm, als Freund dieses Mädchens aufzutreten, des-

Reizende Stöfflein!

Sie werden das unvergleichliche Wollmischgarn „Lancofil" nicht vermissen, wenn Sie „Rayana" wählen. „Rayana"-Erzeugnisse besitzen ganz ähnliche, zum Teil die gleichen bewährten Eigenschaften. Vor allem: „Rayana" ist ungemein weich, gut waschbar. „Rayana" ist sanforisiert, geht also nicht ein und hält, dank seinem Gehalt an reiner Wolle, auch warm. Reizende Stöfflein für Damen- und Kinderkleider, Blusen, Herrenhemden und Pyjamas. „Rayana" wird Ihnen Freude machen!

sen eigentümlichen Reiz er wohl nun deutlicher spürte als in den Anfängen. Es lockte ihn, diesen auf seine Kameraden wirken zu lassen, es erhöhte ihm den Wert seines Besitzes.

Und Elisabeth? Was war in ihr vorgegangen? Wer an einer Speise, nach der es ihn bitter verlangt, genascht hat, ist noch hungriger, wenn diese ihm entzogen wird, bevor er sich sättigen konnte. So sah sie aus. Aber ihre Hilflosigkeit diesem Hunger gegenüber war verdeckt von dem Ausdruck des ersten Wissens um ihre Macht, anzuziehen und andere an sich leiden zu machen, statt nur selbst zu leiden.

Die jungen Leute um sie, die ja inzwischen auch ein Jahr älter geworden waren, getrauten sich im Schutz ihres Kameraden eher an Elisabeth heran. Sie wiederum gab sich im Gehaben und in der Rede keineswegs schüchtern.

Sie bewegte sich unnatürlich selbstverständlich unter den Burschen. Auf jede scherzhafte Anrede wußte sie eine Antwort, die schärfer geschliffen war als die Frage. Sie verschloß sich keinem ganz, der sich um sie bemühte; aber es gehörte zu ihrem Wesen, es ungezügelter als andere zu zeigen, wem ihre Vorliebe galt. So war es nach kurzer Zeit kein Kunststück, zu erraten, für wen sie sich entschieden hatte.

Das war nun ein junger Mann von ganz anderer Prägung als Robert. Groß war er allerdings auch. Die kleine Bernath schien ihre Verehrer nach dem Meter zu wählen. Aber diesmal gehörte er zu der blonden Gattung, mit den äußern Merkmalen, die man bei uns als nordisch empfindet. Er hatte, bevor sich Elisabeth und Robert wieder um andere Leute als um sich selbst kümmerten, nur bei ausgesprochenem Sudelwetter zu unserer Zugsgemeinschaft gehört. Auch jetzt, wo er regelmäßiger zu uns stieß, trug er sich als der passionierte Motorradfahrer, der er war. Ein wasserdichter, silbergrauer Mantel, dessen Kragen er unwahrscheinlich kühn hochschlagen konnte, ist mir heute noch in Erinnerung. Er war ein hübscher

Die Flinte nicht ins Korn werfen!

Das Glück fällt Dir nicht ohne weiteres in den Schoß! Und wie mit dem Jagdglück, verhält es sich auch mit dem Lotterie-Glück. Versuche mit Geduld und Ausdauer immer und immer wieder, bis Dir schließlich ein Treffer zufällt.

Ziehung der Landes-Lotterie 13. Oktober

Einzel-Lose zu Fr. 5 — und Serien zu 10 Losen Fr. 50.— (mit 2 sicheren Treffern und 10 weiteren Gewinnchancen) erhältlich bei allen mit dem Roten Kleeblatt-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und Banken, sowie im Offiz. Lotteriebüro, Nüschelerstr. 45, Zürich, Telephon 37670. Losbestellungen (Losbetrag zuzüglich 40 Rp. für Porto und 30 Rp. für die Ziehungsliste) an Interkantonale Landes-Lotterie Zürich, Postcheckkonto VIII 27600, oder gegen Nachnahme.

Bursche, das mußte ihm der Neid lassen. Im übrigen besaß er sichtlich zwei Dinge im Übermaß: Zeit und Geld. Das ist allerhand, sogar in diesem Alter, wo man die erstere leichtsinniger verschwendet als später und das letztere noch eine bescheidenere Rolle spielt. Der Überfluß an Zeit kam daher, daß er eine Privatschule besuchte. Woher das Geld kam, wußte ich genau. Sein Vater verdiente als ein sehr berühmter Gelehrter sehr viel mehr als sein Professorengehalt und das, was ihm seine Vorlesungen einbrachten. Um so seltener beschäftigte er sich mit seinem Sohn. Ich vermute, daß das diesen wenig bekümmerte und ebenso wenig schädigte. Er wird sich, so nehme ich an, inzwischen die ersten Sporen eines verwegenen Rittertums, wenn auch auf einem andern Gebiet als sein Vater, selbst abverdient haben. Aber damals strauchritterte er bloß mit seinem Motorrad durch die kleine Welt seiner Väter und betäubte seinen Tatendurst mit dem Geknatter seiner Maschine.

Er behandelte die Mädchen ausnehmend höflich und verhielt sich dabei so wenig dringlich, daß er von allen gern gesehen wurde. Nur zeigten sie ihm gegenüber eine leise Vorsicht. Weil jede von jeder andern wußte, daß diese das gleiche Wohlgefallen an ihm empfand, hielten ihn die Mädchen für so etwas wie einen Schürzenjäger.

Die kleine Bernath jedoch übte keinerlei Vorsicht. Sie suchte seine Augen mit einer so blanken Offenheit, daß es auch für einen jungen Mann, der alles andere als ein Seelenforscher war, nichts zu rätseln gab. Ihr ganzes Verhalten war eine Aufforderung: Da bin ich — willst du mich? Charly ließ sich für die Antwort Zeit. Immerhin hieß diese über kurzem: « Schließlich, warum nicht! » So stelle ich mir das wenigstens vor.

Auf alle Fälle fehlten eines Tages Elisabeth und Charly in unserm Abteil. Robert stand am Fenster; kurz bevor der Zug in T. im Tunnel verschwand, lehnte er sich weit hinaus. Ich folgte seinen Augen und sah, wonach er Ausschau gehalten und was er nun eben entdeckte. Charly hatte uns, während der Zug anhielt, mit seinem Motorrad überholt. Er sauste wie der Teufel davon, hinter ihm saß die kleine Bernath. Das Soziusfahren war ihr offenbar angeboren.

(Fortsetzung folgt.)

In traditioneller NAGO-Qualität
mit lebenswichtigen Aufbaustoffen
und den VITAMINEN B_1 und D
NAGOMALTOR
Vitamin-Gehalt unter ständiger staatlicher Kontrolle der Universität Basel.
NAGO OLTEN
K 43

Beständigen ERFOLG
wird der Geschäftsmann haben, der es versteht, die Zentralschweiz werbend zu beackern. Werbeerfolge verbürgt das
Luzerner Tagblatt LUZERN